

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gefaltene Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Bescheidenheit.

Gewiß ein schönes Wort! Bescheidenheit ist immer zu empfehlen, wo sie angebracht ist. Wie gut kleidet sie dem Kinde und besonders dem jungen Mädchen, das nicht vorlaut sich in das Gespräch drängt, das nicht aufdringlich seine Vorzüge in das hellste Licht setzt — wenn es wirklich Vorzüge hat, dann werden sie auch schon so erkannt, durch Ausdringlichkeit aber oder Unbescheidenheit werden dieselben wesentlich getrübt.

Anderes liegt die Sache aber schon bei einer Einladung zum Tisch. Wir haben dabei Kinder gesehen, die mit unbescheidener Gier nach den Speisen verlangten oder gar darüber herfielen, andere Kinder aber waren derart bescheiden, daß sie trotz ihres Appetits beim Anbieten schon vorher mit ablehnendem „Danke“ antworteten, gewiß schweren Herzens, aber dem strengen Gebot der ihnen erteilten Erziehung gehorchend.

Wir halten in dieser Hinsicht nun Beides für unrichtig: die übergroße Gier sowohl, als die übergroße Bescheidenheit. Der richtige Mittelweg ist geboten: Warten, bis die Speisen angeboten werden, dann aber herzhaft und natürlich zugreifen, bis man gesättigt ist.

Auch für den gesellschaftlichen Umgang gilt dasselbe. Das ewige sich vordrängen, das ewige nur von sich sprechen, ist rüchlos und unbescheiden und schadet vielfach einem sonst intelligenten Menschen; aber auch nicht zu empfehlen ist die gängliche Zurückhaltung aus übertriebener Bescheidenheit, da der Mensch dadurch leicht zum Amboß wird, auf dem die verschiedenen Hämmer klopfen.

Was letzteres gilt noch mehr im wirtschaftlichen sozialen Leben. Schen wir uns die verschiedenen Klassen der Bevölkerung an, so ist in den oberen keine Spur von Bescheidenheit zu erblicken. In dem Ringen um die Gewalt, um die Vorherrschaft, welche Geld und Gut verleihen, tritt die Bescheidenheit zurück — überall Annahmung, überall nur Hohn für die Zurückgebliebenen. Der Konkurrenzkampf schließt eben die Bescheidenheit aus.

Um so betrübender ist es, daß gerade in den unteren Klassen noch so viel rührende Bescheidenheit, so viel Zufriedenheit und Bedürfnislosigkeit zu finden ist und namentlich beim Handwerker und Arbeiterstande.

Wohl giebt es einzelne Personen aus diesen Ständen, die frei von solcher Bescheidenheit sind, doch im Allgemeinen sind die Forderungen, welche diese beiden Stände an die Gesellschaft stellen, außerordentlich bescheiden. Fordert doch ein großer Theil des Handwerkerstandes gar eine Zurückführung in die elenden, mittelalterlichen Zustände, während durchweg die bewußten Arbeiter doch wenigstens noch vorwärts streben.

Geradezu wunderbar muß es berühren, wenn man noch nachträglich erfährt, daß in einer Versammlung des Frankfurter Handwerkervereins, die nach dem „berühmten“ Handwerkertage stattfand, Meister Fashauer aus Köln, nachdem er die sozialen Bestrebungen der Arbeiterklasse, von denen er übrigens ungefähr so viel verstand, „wie die Kuh vom Seiltanzen“, besprochen hatte, die Arbeiter zur Bescheidenheit ermahnte: „Werden Sie in Ihren Forderungen so bescheiden, wie der Handwerkerstand!“

Hinzufügen hätte der edle Meister können: „Dann werden Sie ebenso elendiglich zu Grunde gehen, wie der Handwerkerstand!“

Doch Scherz bei Seite! Der Handwerkerstand geht aus anderen Ursachen zu Grunde, als durch seine Bescheidenheit; das wissen unsere Leser längst. Aber der Arbeiterstand, der nach vorwärts strebt, würde sein Ziel nicht so rasch erreichen, wenn er allzu bescheiden wäre.

Der Druck der Kapitalmacht ruht schwerer auf dem, der bescheiden sich immer mehr auflösen läßt, als auf dem, der ab und zu etwas abschüttelt. Der allzusehr Belastete aber geht früher zu Grunde, er verkommt leichter, als der minder Belastete. Der Unzufriedene denkt mehr über seine Lage nach, als der Zufriedene, und sucht dieselbe zu verbessern — er geräth dadurch in eine gesunde leibliche und geistige Thätigkeit. So werden auch seine Bedürfnisse größer, die er zu befriedigen sucht — dadurch werden seine Forderungen immer höher gestellt und — vom Standpunkte des Gegners der Arbeiterbestrebungen aus betrachtet — immer „unbescheidener“.

Diese „Unbescheidenheit“ in Bezug auf wirtschaftliche, auf soziale Forderungen aber ist die Triebfeder alles gesunden Fortschritts. Ueberhaupt müssen in politischen und sozialen Dingen die Forderungen immer über das momentan Erreichbare hinaus gestellt werden, damit niemals ein Stillstand eintritt.

Auch die Arbeiterklasse wird gut thun, nicht allzu bescheiden aufzutreten.

Im persönlichen Umgange ist die Bescheidenheit schön und am Platze, in wirtschaftlichen und politischen Fragen aber bedeutet sie den Rückgang, deshalb trifft bei ihnen das hübsche Berliner Sprüchwort zu:

„Bescheidenheit ist eine Zier,
Doch weiter kommt man ohne — ihr!“

Politische Uebersicht.

Zu wenig Religion in der Volksschule, ruft die konservativ-kerikale Reaktion und der Herr Minister v. Soller hat es eilig, eine Verfügung an die Provinzial-Schulcollegien zu richten, die den Schaden, den bösen Schalen ausbessern soll. Bisher wurden nach dem Lehrplan der ein-

lässigen Volksschule fünf Stunden wöchentlich auf Religionsunterricht verwendet. Viel zu wenig, denkt der Herr Minister, und bestimmt, daß dem Unterricht in der deutschen Sprache eine Stunde wöchentlich genommen werde, die zum Bibellehren dienen soll. Und gerade der Unterricht in der Muttersprache vertritt am wenigsten eine Kürzung; die deutsche Volksschule leistet auf diesem Gebiete noch lange nicht das, was sie leisten sollte; noch fehlt viel, daß die Werke der deutschen Dichter und Denker Gemeineigentum des Volkes sind. Warum nun der Herr Minister gerade diesen Zweig bescheiden mag? Haben wir etwa zu viel Ausflärung —? — Ferner läßt die Verfügung zu, und wo die hochkirchliche Orthodoxie herrscht, wird es bald zur Regel werden, daß sämtliche Hauptstücke (5) des Lutherischen Katechismus in den Lehrstoff der Volksschule mitaufgenommen oder mit anderen Worten auswendig gelernt werden, während man sich früher mit den drei ersten begnügte. Bedenkt man, welche Menge von frommen Sprüchen und Bibelversen das Anhängsel zu dem schon an und für sich großen Memorirstoff der sogenannten Hauptstücke bilden und erinnert man sich aus seiner eigenen Jugend, welche Zeit und Mühe es erforderte, bis dem widerspenstigen Gedächtnis die unverstandenen und veralteten Wortbilder und Satzformen eingepreßt waren, so wird diese Vermehrung einer geisttödtenden Beschäftigung nur als eine schwere Schädigung des sonstigen Unterrichts betrachtet werden können. Aber die Herren der Reaktion sollten auch im eigenen Interesse anders handeln; es ist zum mindesten sehr unglücklich, wenn sie dem Kinde die Lehren der Kirche in einer so unangenehmen Weise entgegenbringen, daß es leicht den Geschmack am Gange verliert. Doch Scherz bei Seite, der Erlaß ist ein recht deutsches Zeichen der Zeit!

Die Persönlichkeit des Herrn von Schauf, des gegenwärtig zu großer „Berühmtheit“ gekommenen nationalliberalen Reichstagsabgeordneten, beschreibt ein süddeutsches demokratisches Blatt folgendermaßen: „Der Banddirektor, der einjährige Advokat, der sich auf ein Gilde geteilt, von dem aus er selbst seine Standesgenossen mit überlegenem Lächeln ansieht; der Löwe des Salons, dem das glatt gewischte Barquet und die Glacehandschuhe zum Meridian geworden sind, der ihn die Pole sozialen Glends nicht sehen läßt; der solidantische Volkstretter, der sein Reitpferd in den Straßen der Residenz im Pariser Reitsystem tummelt und sich um dieses „vertretene“ Volk rings um ihn her eigentlich blutwenig kümmert — mag dem im Geldprogenthum wie in einer Butterkase schwimmenden sogenannten schweren Bürger Vertrauen einflößen — dem Volke, dem Kleinbürger und Arbeiter gewiß nicht.“ — Auch wir sind dieser Meinung.

Zur Nachachtung empfohlen. Das Polizeiamt zu Mainz hat folgende Verfügung an die Schutzmannschaft erlassen: „Da in letzter Zeit wiederholt die unangenehme Wahrnehmung gemacht wurde, daß Schulleute gegen hiesige Bürger wegen geringfügiger Uebertretungen Strafanzeigen einreichen, ohne dieselben zuvor auf die Beweismittel aufmerksam zu machen resp. in taktvoller Weise zur Beseitigung derselben aufzufordern, wird die Schutzmannschaft daran erinnert, daß sie zum Schutze der Bürger und zur

Dr. Wrigley hatte sich als ein scharfsichtiger Beurtheiler der menschlichen Natur bewährt, als er seiner Frau gesagt, Gewohnheit vermöge Alles, Nura gewöhnte sich mit der Zeit an die Wrigley's.

Sie nahm einen Hauslehrer für „unseren Kellerten“ und gestattete ihm, den Unterricht in ihrem Bibliothekszimmer zu geben. Clematis-Billa war so überfüllt von Kindern, und die kleinen Schreibhölzer machten so viel Lärm, daß dort keine Stätte für den Dienst der Mäusen zu finden war.

Sie sollte Dich ganz und gar bei sich behalten,“ sagte Dr. Wrigley zu „unseren Kellerten“, die Barth'schen Güter werden einst Dein Eigentum sein, und Du mußt bei Zeiten daran gewöhnt werden, Dich als künftigen Baronet zu fähren.“

„Sie meint,“ erwiderte der Knabe in dem Tone Jemandes, der von der Nichtigkeit „ihrer“ Bemerkungen überzeugt ist, „daß der kleine Sir Rupert eines Tages wiederkehren und ihm Alles gehören wird. Ich solle studiren und recht fleißig sein, dann könne ich mir aus eigener Kraft den Weg bis zum Ministerpräsidenten bahnen.“

„Das Kind wird niemals wiederkommen,“ schrieb der Doktor, seinen Erstgeborenen finster anblickend, „und Du wirst weit leichter und wahrscheinlicher der Barth'sche Erbe, als Minister werden.“

„Ich möchte mir lieber durch eigenes Verdienst meinen Weg bahnen,“ erwiderte der Knabe, in dem Nura's Lehren Wurzel geschlagen hatten.

„Haben Sie bemerkt, Fräulein Barth,“ sagte Frau Wrigley, die sich nicht entschließen konnte, die vornehme, junge Dame mit einer vertraulichen Bezeichnung anzureden, „wie soldatisch „unser Bweiter“ ist. Er hat eine ganze militärische Haltung und ist wie für die Arme geschaffen. Wir hoffen auch, daß Sie für ein Offizierpatent Sorge tragen werden.“

Und dann wurde Nura's Aufmerksamkeit fast täglich auf die gelehrten Reigungen und die fromme Gemüthsart „unseres Dritten“ gelenkt und ihr versichert, daß er ganz für die Kirche geboren sei, und das, wenn es seinem armen Vater gelungen sein werde, ihn durch die Universitätsjahre zu bringen, Fräulein Barth gewiß nicht ermangeln werde, ihm die Familienfründe zu übertragen. Der gute Junge werde auch dem Wunsch seiner Cousine entsprechend heirathen, alle die Ibrigen würden das thun.

(Fortsetzung folgt.)

Zeuillefon.

Das Kind des Proletariers.

Sensationroman von U. Rosen.

(Fortsetzung)

„Lony Bettigrew wollen Sie sprechen?“ fragte die bessere Hälfte dieses Ehrenmannes, ihr Kleid, das unzugedöpsft an ihr herunterglatterte, mit einer Hand zusammenhaltend und mit der anderen ihr zerrauftes Haar aufrastend und mit einer leuchtigen Haarnadel befestigend. „Dort am Baume finden Sie ihn. Heute ist er zu meiner großen Verwunderung wieder einmal bei der Arbeit. Gestern Abend ist er erst wieder nach Hause gekommen, drei Tage lang hat er sich in der Stadt oder sonstwo umhergetrieben, und es mir überlassen zu graben und zu schaufeln. Ich hoffe, Sie brauchen nichts von Lony, er ist der faulste Schlingel in ganz London.“

Es war schwer, den Redestrom der Frau einzudämmen, aber Nura gelang es endlich doch, und plötzlich stand sie vor Lony, der ein Kindergrab ausgrub.

Ohne die Perrücke und die Verkleidung, in der er als Kesselflicker vor Nura erschienen war, erkannte sie den Mann nicht, aber sie bemerkte, daß er bei dem Tone ihrer Stimme zu stitern begann und ein gewisses Unbehagen nicht überbergen konnte, als Dr. Brice ihm die Frage nach dem Grabe eines kürzlich beerdigten Kindes eines Kesselflickers stellte.

„Das Kind eines Kesselflickers? eines Strolches Namens Jones? Und es starb an den Mäse? Das ist nicht gut zu sagen. Jones ist ein so häufiger Name und Kesselflicker sind auch nicht selten. Und wenn wir mit Arbeit überhäuft sind und viele Kinderarbeiten am Ort, dann werden auch oft gern zwei bis drei Leichen in ein Grab gebettet.“

Während Lony seine Worte hastig hervorstieß, gewahrte er, wie Nura's Augen scharf und forschend auf ihn gerichtet waren; er wurde verlegen und roth und war nicht im Stande fortzufahren.

Nura hatte aber den ehrlichen Todtengräber bereits als einen Kesselflicker aus dem Waldchen an einem listigen Augenwinkern erkannt, das ihr schon bei dem früheren Begegnen aufgefallen war.

Lony nahm seine Geräthschaften auf und schlenderte bedächtig seiner Wohnung zu.

Dr. Brice und Nura begaben sich zu ihrem Wagen.

„Doctor,“ sagte Nura, „das ist derselbe Dursche, der gestern bei mir war.“

„Sind Sie Ihrer Sache gewiß?“

„Ich könnte darauf schwören.“

Dr. Brice dachte daran, den Durschen verhaften zu lassen, da sie aber an keinem Polizeibureau in der Nähe vorüberkamen, und er auch sonst nicht mit sich einig war, was am Besten zu thun sei, schlug er vor, erst Melodew aufzusuchen.

Lony trat schweigend über die Schwelle seiner Wohnung. Er stüßte nur drei Worte vor sich hin: „Ich werde austreiben!“

Als der von Dr. Melodew dazu veranlaßte Polizeibeamte in des Todtengräbers Behausung erschien, fand er den Gesuchten nicht mehr.

Eine Sache ist mir klar,“ sagte Melodew, „der Knabe ist nicht todt. Die ganze Erzählung von seiner Krankheit und seinem Tode ist nichts als Erfindung. Jemand hält ihn irgendwo verborgen, während er geflissentlich die Mähr von seinem Hinscheiden verbreitet.“

„Aber aus welchem Grunde?“

„Wenn wir diese Frage zu beantworten wüßten, dann könnten wir auch leicht die Spur des Kindes auffinden. Es mag ihn Jemand erziehen, um Einfluß auf ihn zu gewinnen und sein Vermögen zu theilen, wenn er das Alter erreicht hat, um es zu beanspruchen, oder irgend eine Person niederen Standes, die ihn als zu ihrer Familie gehörend ausgiebt, will ihn später mit einem Mitgliede derselben verheirathen, um auf diese Weise Antheil an dem Reichthum des Barth'schen Erben zu gewinnen.“

„So wollen wir den gewandtesten Detektive besolden, der seine ganze Zeit der Aufgabe widmet, Rupert aufzufinden.“

Der Detektive trat in ihre Dienste. Er durchforschte alle Diebeshöhlen, alle wandernden Schauspielergesellschaften, alle Hugenclager, und während er immer weiter in die Ferne zog, spielte der Knabe, den er so unermüßlich suchte, jeden Tag fröhlich und jauchend in seines Vaters Hause, in dem Garten und Park, die sein Erbe sein sollten.

Er spielte auch mit den kleinen Wrigley's. Das Barth'sche Schloß und seine Umgebung schwärmte von den Wrigley's. Nura konnte sie nicht vertreiben. Frau Wrigley kam oft mit ihrer ganzen Schaar. Sie strahlte in mütterlichem Stolz, und ihre Hoffnung und Ehrgeiz für ihre Kinder füllten ihren ganzen Gedankenkreis aus.

Verhütung strafbarer Handlungen und Uebertretungen berufen ist und die Pflicht hat, wo sie solche Uebertretungen wahrnimmt, zunächst die Betreffenden in höflicher Weise aufmerksam darauf zu machen und zur Beseitigung derselben anzuweisen; nur dann, wenn der Aufforderung abfällig oder ohne zwingende Gründe nicht entsprochen wird, haben die Schutzleute Anzeige zu erstatten. Stets soll die Schutzmannschaft eingedient sein, daß sie zum Schutze des Bürgers berufen ist, und daher zunächst ihr Augenmerk auf die Beseitigung solcher Mißstände und Gefährlichkeiten richten, welche in der That die Bürger belästigen, und nicht bei der Konstatierung geringfügiger Uebertretungen die Ermittlung wichtigerer Strafhandlungen außer Acht lassen." — Bravo!

Regierungspräsident von Bernuth in Wien, der bekanntlich in einer Bismarck'schen Rede scharf mitgenommen sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte, scheidet am 1. November aus dem preussischen Dienste.

Fast scheint es, als ob der Gedanke eine internationale Gesundheits-Konferenz behufs allgemeiner Festsetzung von Maßregeln zur Abwehr von Seuchen einzuuberufen, unter den europäischen Mächten immer zahlreichere Anhänger gewinnt. Angeregt wurde dieser Plan zuerst von Italien, begegnete aber Anfangs nur einer sehr kühlen Aufnahme, da man sich allseitig der außerordentlichen Schwierigkeiten bewußt war, die der Ausführung desselben entgegenstehen. Haben doch die jüngsten wissenschaftlichen Erörterungen über die Abwehrmaßregeln gegenüber der Cholera genügend dargethan, wie weit die Anschauungen der Männer der Wissenschaft auseinandergehen. Trotzdem dürfte es bei allseitigem guten Willen möglich werden, wenigstens allgemein anerkannte Grundsätze für die nöthigen Vorsichtsmaßregeln aufzustellen.

Zu dem Thema: Ausweisung der Russen, bringt die „Breslauer Zeitung" das schon in den letzten Tagen der abgelaufenen Reichstagsession die Sozialdemokraten im Reichstag eine Interpellation über die Ausweisung eines russischen Unterthans hätten einbringen wollen, der direkt den russischen Behörden in die Hände geliefert worden sei. Da die Sozialdemokraten nicht über die nöthige Anzahl Mitglieder verfügen, um selbstständig eine Interpellation einbringen zu können, wandten sie sich an die Fraktion der Deutsch-Freisinnigen um Unterstützung, welche ihnen aber versagt wurde, und zwar aus folgenden Gründen: „Der Reichstag ist zu einer solchen Einmischung nicht kompetent. Er hat die Befugnis, die Rechte und die Interessen der deutschen Reichsbürger wahrzunehmen, was die Ausländer anbetrifft, so darf diesen auf deutschem Boden keine Rechtsverletzung zugefügt werden, aber für einen weitergehenden Schutz ihrer Interessen hat der Reichstag nicht einzutreten. Kein Ausländer hat ein Recht darauf, sich auf deutschem Boden aufzuhalten. Er muß, so lange er in Deutschland verweilt, gegen Widerrechtlichkeiten aller Art geschützt werden, allein wenn er ausgewiesen wird, so geschieht ihm nichts, was wider das Recht geht."

Der „Frl. Beobachter" erlaubt sich hierzu die Frage: hat man im August 1870, als die Deutschen aus Frankreich ausgewiesen wurden, ebenso argumentirt? Wurde nicht diese Ausweisungsmassregel als barbarisch angegriffen, und nicht ihre Opfer größtentheils aus den französischen Milliarden entschädigt worden? Was würde man sagen, wenn das französische Ministerium heute es wagte, die Deutschen aus Frankreich auszutreiben? Es wäre der Kriegsfall. Und hier?

Daß der Staat als Arbeitgeber seine Interessen den Arbeitern gegenüber unbedenklich um die Proklamations des „praktischen Christenthums" geltend macht, dafür erzählt der „Neue Göttinger Anz." ein neues Beispiel. Den Hilfswochenstellern auf dem Göttinger Bahnhofe wurde kürzlich amtlich die Frage vorgelegt, ob sie wöchentlich einmal eine Verkürzung der Arbeitszeit um 3 Stunden wünschten. Um nicht am Lohne, der nur 1,80 M. täglich bei zwölfstündiger Dienstzeit beträgt, verkürzt zu werden, erklärten sie, sie zogen es vor, die volle Zeit Dienst zu thun. Bald darauf wurde ihnen mitgetheilt, daß auf höhere Anordnung ihnen eine wöchentliche Erholungs-pause von drei Stunden bewilligt worden sei. Für diese gewählte Erholung wird aber den Arbeitern alle vier Wochen ein Abzug von 2,16 M. gemacht, d. h. ein Abzug, der über einen Tagelohn nicht unerheblich hinausgeht.

Der Kongress für internationale Schiedsgerichte und den Weltfrieden ist um ein gutes Stück Arbeit vorgeückt. Ohne Diskusston wurde die Kolonialfrage durch Annahme einer Reihe von Anträgen erledigt. Darauf sprachen Dr. Engel (Berlin) und Bajer (Kopenhagen) über die Nothwendigkeit einer Neutralisirung Skandinaviens. Auch für die Neutralisirung der untern Donau vom eisernen Thore an und für diejenige Rumäniens sprach sich der Kongress aus; dagegen wurde die von Dr. Engel angeregte Frage, ob nicht sämtliche kleinen Staaten zu neutralisiren und ihnen damit die Pflicht baldmöglichster Entwaffnung aufzuerlegen sei, an die Kommission zurückgewiesen, ebenso eine zweite Frage, ob, wenn die Neutralisirung Rumäniens nicht erhaltlich ist, nicht auf dessen volle Selbstständigkeit hingearbeitet werden sollte.

In einer Versammlung vorgeschrittener Liberalen.

Berliner Sonntagsplauderei.

R. C. Was heut zu Tage nicht alles von unfer Einem verlangt wird! Alles Mögliche soll sowohl über wie unter dem Strich besprochen werden, und wer kann wissen, wer uns dafür nicht Alles auf de nselben kriegen wird? — Da summt nicht während eine Fliege vor uns herum, sie sieht so schlätzig und müde aus, als ob sie die Nacht nicht gut geschlafen hätte und als ob ihr Nichts mehr auf der Welt Spaz machen kann. Wärrich! „Kraucht" sie jetzt auf dem Tisch herum, sie betrachtet mit stumpfen Blick die gewaltige Scheere, jetzt leckt sie ein wenig Kleister, — was, sollte das dumme Thier verdrückt geworden sein, und unter die Journalisten gehen wollen? Der Kleister scheint ihr nicht zu schmecken, sie schüttelt sich ordentlich, vielleicht ist er sauer geworden. Sie wendet sich mit enttäuschem Blick davon ab und nähert sich den Zeitungen. Langsam spaziert sie auf den Zeilen auf und ab, es scheint fast, als ob sie lesen kann. Jetzt plötzlich springt sie entsetzt in die Höhe, entläßt schwirrt sie hoch — Kopf über stürzt sie sich mit einem Male in den gähnenden Rachen des Dintenfisches, welches jedoch leider so verstaubt ist, daß sie nur mit Mühe den Weg zu den schwarzen Fluthen finden kann. O, wie sie zap-pelt, das arme Bieft, eilen wir ihr zu Hilfe, denn es scheint ihr wirklich leid geworden zu sein, das Leben ist doch so schön, man erkennt den Werth desselben erst, wenn man auf dem Punkt steht, es zu verlieren. Ein wahres Glück, daß sich ein Federhalter vorfindet, wir halten ihr denselben hin, es war die höchste Zeit, mit dem letzten Rest ihrer Kraft klammert sie sich an den Rettungsanker an, und schwarz wie ein Schornsteinfeger entnimmt sie der entsetzlichen Fluth. Sorgsam wird sie in die Sonne gesetzt, damit sie sich wieder trockne, vorläufig wird sie wohl den Bürgersteig nicht benötigen dürfen.

Was mag dieses Unsel wohl veranlaßt haben, einen vorzeitigen Tod zu suchen? War es Liebesgram? Wohl kaum, die Fliege sah wenigstens garnicht danach aus; Nahrungsfragen vielleicht? Schmecklich, sie hätte ja nur in den ersten besten Konditorladen zu fliegen gebraucht, um ihr ganzes Leben lang schwelgen zu können. Hat sie vielleicht der schrille Ruf „Fliegenfänger" irgend eines jugendlichen Herren aus den Reibergen erschreckt? Das kann nicht sein, es war überhaupt keiner da! Was also kann das Motiv zu der unseligen That gewesen sein?

Unser Blick richtet sich auf die Zeitungen, auf welchen die Fliege soeben noch im Wohlwollen ihrer Jugendkraft und

welche in London im Westminster-Palace Hotel zusammentrat, um eine Liga zur Reform des Oberhauses zu gründen, bezeichnete der Vorsitzende, Mr. Hunter, als die geeignetsten Mittel zur Reform der Parliaments die Einschränkung des legislativen Vetos derselben, sowie die Einstellung der Erreichung neuer Pairs. Dieser Reformplan erschien mehreren der anwesenden Unterhausmitglieder nicht radikal genug. Sir Wilfrid Lawson und Sir George Campbell erklärten sich zu Gunsten einer totalen Abschaffung des Oberhauses. Schließlich wurde von der Formulirung eines Reformprogramms Abstand genommen und eine Resolution gefaßt, welche die Bildung einer Liga zur Reform des Oberhauses billigt, um die Lords durch Einschränkung ihres legislativen Vetos daran zu verhindern, fernernhin Gesetze zu verschleppen, zu verstimeln und zu vereiteln. Alsdann wurde ein Ausschuss niedergesetzt, der die Liga in dem Sinne dieser Resolution organisiren soll. — Der Schluß des Parlaments ist nunmehr für nächsten Dienstag bestimmt in Aussicht genommen.

In der Dubliner Skandalaffäre hat die eingesezte Untersuchungs-Kommission ihre Vorerarbeiten beendet. Wie der vorstehende Richter, Baron Dowse, erklärte, wird die Anklage wegen „widernatürlicher, unbestimmbarer Verbrechen, auf welche bis zu Anfang dieses Jahrhunderts der Tod stand und die jetzt mit zehnjähriger bis lebenslänglicher Zwangsarbeit bestraft werden," gegen den früheren Sekretär des Dubliner General-Postamtes, Cornwall, den Inspektor der G. heim-polizei, French, den Stabsarzt Fernandez, den Weinhändler Willar (einen Quäler) und vier andere Angeklagte erhoben werden. — Es muß ein Werk des Teufels sein, daß bei solchen Affären immer ein „frommer" Mann (im vorliegenden Fall ein Anhänger der religiös-pietistischen Sekte der Quäler) dabei sein muß. Und — sollte man es für möglich halten — auch die übrigen Angeklagten sind alle Mitglieder der sogenannten „höheren" Gesellschaftskreise. Schredlich!

Der französische Kongress hat die Generaldebatte der Revisionsvorlage begonnen, wobei es wiederum an leidenschaftlicher Aufregung und Unterbrechungen der Redner nicht fehlte. Die Berathung wurde schließlich vertagt. Sobald wird man keinesfalls zu Ende kommen, obwohl das Endergebnis: Annahme der Regierungsvorlage, von vornherein feststeht.

In Italien sind an der Cholera nach offiziellen, vom 6. d. M. 12 Uhr Nachts bis zum 7. d. M. 12 Uhr Nachts reichenden Berichten, im Kanton Sermegana, Provinz Massa Carrara, 2 Personen, in Carignan und Viaso je eine Person, in Bancaferi von den Tags vorher Erkrankten 2 Personen gestorben. Aus Vigonoli sind 5 Choleraerkrankungen zu verzeichnen, dagegen sind von den in das Lazareth von Rairo eingetragenen Kranken und in Parigiano 2 Personen als geheilt entlassen worden; drei andere Kranke in Parigiano befinden sich auf dem Wege der Besserung. Der Ort Rairo im Bezirk Montemotte und der Kanton Sermegana sind militärisch abgesperrt worden.

Sittlich und loyal. In Rußland hat der Minister des öffentlichen Unterrichts die Kuratoren der Lehrbezirke durch ein Zirkular aufgefordert, die Parochial- und Kirchenschulen in Rücksicht auf ihre sittliche und loyale Bestimmung in wirksamer Weise zu unterstützen. Ein weiteres, von dem Minister erlassenes Zirkular ordnet eine verstärkte häusliche Beaufsichtigung der nicht bei ihren Eltern wohnenden Schüler an und stellt den bezüglichen Aufsichtsbeamten, welche die sittliche Entwicklung der lernenden Jugend erfolgreich gefördert, verschiedene Bevorzugungen im Dienst in Aussicht. Gleichzeitig wird den Beamten bemerkt gemacht, daß sie für die in ihren Klassen aufgedeckten schädlichen Einwirkungen umstürzlicher Ideen und für die Theilnahme der Schüler an verbrecherischen Bestrebungen verantwortlich gemacht würden.

Die technischen Arbeiten zur Grenzregulirung zwischen der Türkei und Montenegro sind so weit nunmehr beendet, daß die Grenzzeichen aufgestellt werden können, ohne daß dies aber bisher in Angriff genommen wäre. Ruschir Mustapha Assim Pascha legt seine Bemühungen, die Bevölkerung zur widerstandslosen Anerkennung der neuen Grenze zu bewegen, eifrig fort und vertheilt ansehnliche Summen unter die einflussreichsten Persönlichkeiten. Er hat zu seiner Unterstützung vor einigen Tagen den Wali von Kosovo, Abdi Pascha, zu sich nach Berane berufen; ferner steht ein Vertrauter des Ruschir, Hajdar Aga aus Kroja, im Begriffe, sich gleichfalls nach Berane zu begeben.

Soziales.

er. Ein verendetes Droschkensperd lag vor einigen Tagen in der Kommandantenstr. Ein Veteran der Arbeit, dahingerafft von der aufopfernden, selbstlosen Thätigkeit, gestützt und gestorben auf der Straße, wo es Jahre lang seinem Herrn das Brod verdient hatte. Am Tag er da der hochbeimige Schimmel, die Beine von sich gestreckt, mit den verlassenen Augen gen Himmel starrend, die langen Zähne entblößt — sic transit gloria mundi, so schwindet der Ruhm der Welt da-

im Zustande venibler Keckheit herumliegend, während sie jetzt schmutzig wie Strumpfweser auf dem Fensterbrett hockt. Wie Schuppen fällt es uns von den Augen, ja jetzt ist es klar, die Fliege begibt einen Selbstmordversuch aus Enttäuschung über die Verwirrungen des menschlichen Herzens. Denn ganz oben liegt das „Deutsche Tageblatt," und in diesem Organe lesen wir, daß eine junge Berlinerin „aus guter Familie," sonst hätte sie nämlich überhaupt nicht in „Deutschen Tageblatt" gestanden, stark mit der Absicht umgeht, sich mit einem der im Banoptikum ausgestellten Australier standesamtlich zu verloben und später mit dem Sohn der Widwid in den Stand der heiligen Ehe einzutreten. Herr Urininden, so ist der Name des braunen Jünglings, hat das Herz der Berlinerin, die dem „Tsch. Tglb." zufolge, allerdings beinahe aus dem Schneider sein soll, gänzlich umgarnet, seine weißen Zähne, mit denen er so ziemlich Menschenknochen „abzukaubern" versteht, seine tollenden Augen, mit denen er so sanftschmachtend so jählich-verlangende Blicke zu schleudern weiß, sie haben es unserer Ritzschwester angehan, sie hat sich in den Strudel einer „wildem" Leidenschaft gestürzt, und wieder einmal finden wir eine glänzende Beschäftigung des tief durchdachten Ausspruchs: „Alter schützt vor Thoreit nicht!"

„Schwacheit, Dein Name ist Weib!" Was ein exzentrischer Kopf auf der Welt nur Erobitantes, Niedagewesenes erkennen kann, das Weib mit den unlöslichen Räthseln in ihrem Herzen übertrifft Alles, es giebt überhaupt nichts so Undenkbares, was das Weibeth, namentlich der „gebildeten" oder besser der „verbildeten" Stände anzustreben im Stande wäre. Diese Verehrerinnen des kannaibischen Menschenfressers — wenn das „Deutsche Tageblatt" nicht etwa gefabelt hat, was wir übrigens nicht glauben — repräsentirt so recht die Geschmacksverwirrung, die heute immer mehr unter den „gebildeten" Damen Platz greift. Dürfen wir etwas zurückgreifen? Die meisten unserer Leser werden sich der Zeit erinnern, wo die gefangenen Franzosen in Deutschland weilten. Unsere Landwehrmänner bluteten vor den Mauern von Belfort, sie hatten Weib und Kinder im Stich gelassen, um den heimischen Herd vor den Graueln des Krieges zu schützen. Alles schwamm bekanntlich damals in einem Meere von nationaler Begeisterung, man überbot sich in Verweisen der Aufopferung für unsere Brüder und Väter, die sie den Augen und Bajonetten aussetzten; und was thaten unsere „gebildeten" Damen während der Zeit? Man muß es gesehen haben, wie sie sich bemühten, ihre wenigen Broden Französisch, die sie in ihren Pensionen gelernt hatten, bei einem wirklichen

hin. Passanten bleiben stehen, Bemerkungen werden laut: „Das arme Luder," meint der Arbeiter, zieht er vielleicht unbewußt eine Parallele zwischen seinem Schicksal und dem des verendeten Rosses? Auf dem linken Hinterhaken sieht man noch deutlich die Spuren eines ehemaligen prächtigen Wappens, ja damals waren noch ganz andere Zeiten, als der frisch gebadene Lieutenant das edle Thier zum Geißel ertheilt! Wie freute er sich, als er mit demselben den ersten Preis auf der Rennbahn gewann, wie wurde es gestreichelt und geliebt, in warme Decken gehüllt, damit es nur ja keinen Schaden erlitt! Und dann erst, als es ihn aus dem Göttemmel der Schlacht rettete, als es, selbst blutend, seinen Besitzer aus dem Bereich der feindlichen Kugeln trug und die mit stolzem Selbstbewußtsein mit dem farbigen Band sein Brust schmückte, da gab es kein treueres, edleres Thier auf der Welt und niemals, niemals, so schwur sich der Reiter, sollte es in fremden Besitz übergehen. Die Zeiten ändern sich, der Herr Graf mochte das Thier nicht mehr reiten, es war ja noch gut genug für seine Equipage, und das Auge Thier fügte sich auch dem neuen Dienst. Aber die Folgen des Krieges machten sich auch bei ihm geltend, es konnte nicht mehr so wie früher, und bald waren seine Verdienste vergessen, es ging in andere Hände über, vielleicht brauchte der Herr Graf grade Geld, — der Gaul war zu erbe-hren, „er hatte es ja auch bei dem neuen Besitzer nicht schlecht", so tröstete er sich. Von Stufe ging es jetzt zu Stufe, der reiche Bankier, bei dem es bis jetzt gegangen war, verkaufte es an einen minder Begüterten, — der Schimmel war wirklich schon ein wenig freier auf der Hinterhand, so sagte er sich — auch dieser Besitzer schlug das Thier bald los, es mußte jetzt mit einem andern Lebensgenossen einen schweren Rößelwagen ziehen helfen, bald erlarmten seine Kräfte — ein Droschkenkutscher erstand den einstigen Lebensretter eines Grafen, der vielleicht bei irgend einem Bankier mit den Leistungen seines ehemaligen Leibpferdes renommirte, für — dreißig Mark. Und dieser Droschkenkutscher behandelte den alten Schimmel, der einst vielleicht vor einer marmorernen Strophe gestanden hatte, und melancholisch seinen Häckel aus dem blechernen Futtertrog laute, mit Liebe und Sorgfalt. Heute war er ihm gestürzt — der Veteran im Dienste der Menschheit verendete auf dem Straßensplaster. Das war der Lohn für die Tausende, die er auf der Rennbahn gewonnen, der Dank für die Lebensrettung, die Anerkennung für alle übrige Arbeit — ja es ist ein undankbares Loos, ein gewöhnliches, arbeitendes Droschkensperd zu sein.

g. Charité heißt eigentlich Liebe, Mitleid. Wir besitzen bekanntlich ein Institut in unserer Stadt, welches einen solchen Namen trägt, und wirklich wenn irgendwo Barmherzigkeit, Liebe und Milde am Plage ist, so ist es in diesem Hause der Fall, wo des Jammers und des Glends wahrhaftig genug herrscht. Leider scheint dem nicht so zu sein, denn schon wieder hat sich in der Charité ein Vorfall abgespielt, der die Verwaltung in ein ganz eigenartiges Licht setzt und unbedingt die Intervention der vorgelegten Behörden nothwendig macht. Auf Grund der eigenen Angaben des Beiheligen, der jederzeit bereit ist, seine Angaben eifrig zu erheben und unter Augenbeweis zu stellen, wird uns folgendes mitgetheilt. Wie erinnerlich, hatte der in einer Schraubenfabrik in der Müllerstraße beschäftigte Arbeiter D. i. r. i. n. g., Wohnstraße 4 wohnhaft, das Unglück, sich in der Fabrik eine erhebliche Verletzung am Kopf war D. i. e. f. f. i. n. n. i. g. worden und hatte sich in diesem Zustande vor einigen Tagen die Pulsadern aufgeschnitten. Nach vorheriger Konsultation des Prof. Dr. Westphal und des Gewerksarztes Dr. Jacoby hatten beide Aerzte die Beobachtung des Geisteszustandes des D. für nothwendig erachtet und so fertigte Dr. Jacoby dem D. zur Aufnahme in die Charité einen Schein aus, außerdem hatte D. noch einen Brief des Prof. Westphal bei sich in welchem ebenfalls die Aufnahme des D. in die Charité behufs Beobachtung seines Geisteszustandes für erforderlich erklärt wurde. Am Donnerstag Vormittag 11 Uhr begab sich nun D. mit dem Schein des Dr. Jacoby nach dem Aufnahme-Bureau der Charité. War nun der Schein nicht vorchriftsmäßig oder fehlten noch anderweitige Formalien, kurzum, der betreffende Beamte fuhr den kranken D. in lautes und barsches Tone an, seine Aufnahme könne auf diesen Schein hin nicht erfolgen, er müsse sich einen andern Schein holen. Als D. den Beamten bat, mit ihm doch etwas ruhiger zu sprechen, da ihn der harte Ton angreife, sprang der Beamte emwört auf, faßte den D. an den Kragen und warf ihn mit Gewalt aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Bei dem Fall riß dem D. die erst kurze Zeit vorher zugenähte Wunde am Puls auf, und nur dem Umstande, daß er unten an der Treppe vom Portier aufgefangen wurde, ist es zu verdanken, daß ihm kein größeres Unglück zugefallen ist. D. begab sich sofort mit freiwilligen Zeugen nach dem Polizeirevier-Bureau, woselbst er den Vorgang zu Protokoll gab. Ein derartiges Verfahren soll übrigens bereits mehreren Personen zu Theil geworden sein. Es wäre deshalb im Interesse der leidenden Menschheit, welche in der Charité Hilfe suchen wollen,

lebenden Franzosen an den Mann zu bringen — und als der Friedensschluß kam, und die französischen Offiziere mit ihren bunten, goldgeränderten Mägen von dannen ziehen mußten, da brach manch' gebildetes „deutsches" Mädchenherz in namenlosem Jammer, und es giebt hier heute noch sehr sprechende Thätigkeit der Franzosen in Deutschland.

Diese Geschichten sind alt, sie interessieren vielleicht nicht mehr, aber es ist doch gut, bei passender Gelegenheit immer wieder einmal darauf hinzuweisen, und die faulen Glossen, die von einem Blatt, welches den Patriotismus schon seit Jahren in Grabsacht hat, bei einem so betrübenden Falle gerissen werden, die lassen einen schuldigen und denkenden Menschen höchstens verwirren an dem Adel und der Würde des Weibes. — In solche ans Bahnmüdigkeit streifenden Ausschreitungen seitig die „seiner" Erziehung, die unsere „jungen Damen" heut zu Tage genießen, und es ist ja auch garnicht zu verwundern, wenn sie die Schranken des Wohlstandes und der Sittlichkeit in lähmem Saue überpringen.

Man sehe sich doch heut einmal ein kleines Mädchen an, und man wird erstaunt sein, wenn man bemerkt, wie systematisch gerade von den „feinsten" Leuten die Schamhaftigkeit im Kindesherzen geloddet wird. Gleichet denn überhaupt heute noch ein Mädchen, selbst in sehr zartem Alter, einem Kinde? Ein Gut, der zu der keinen Gestalt in demselben Verhältniß steht, wie die tugendhafte Göttin auf der Siegessäule zu ihrem Postament — diese Dame ist bekanntlich die Einzige, die in Berlin überhaupt kein Verhältniß hat — bedeckt das Ganze, die fragenden Kinderaugen blicken aus diesen Scheuflappen so ängstlich in die Welt, als ob sie garnicht wüßten, weswegen sie da sind, die kleinen Händchen sind in seidene Handschuhe gewängt, und dann das Bruststück von einem Kleide, welches den jugendlichen Körper bedecken soll! Ist es nicht in der That eine Schmach, daß Damen, die sich vor Brüderie bisweilen kaum zu lassen wissen, ihre Kinder in dieser Weise kleiden? Ein Lappchen gestickten Beuges, der nicht einmal die Hälfte der Oberschenkel deckt, kann doch unmöglich dazu dienen, den Keim der Keckheit, von dem wir bisher geglaubt haben, daß er mit dem weiblichen Wesen auf die Welt kommt, zu pflegen, ihn erstarken und wachsen zu lassen? Wißt diese Unsitte nicht ein viel deutlicheres Streichlicht auf die Gesoffenheiten geworfen, als es die pikantesten Enthüllungen thun können? Können hieraus Jeder die Konsequenzen ziehen, die er will, nicht können nur behaupten, daß wir solche Wesen, die in gewissem Sinne schon in ihrer Kindheit prostituirte werden.

Eine Reise von Hamburg nach New-York von S. Somuth.

Ein Bekannter von mir, welcher vor einigen Monaten nach Amerika gegangen war, und den ich neulich ganz erstaunt war wieder hier in Deutschland zu finden, da er mir vor seiner Abreise erklärt hatte, er würde nie wieder nach Deutschland zurück kehren, erzählte folgendes:

Wenn Rorig Busch sagt:
Ein Vergnügen eignet er Art
ist doch eine Wasserfahrt,
so ist das Vergnügen nicht nur eigener, sondern sonderbarer und zuweilen zweifelhafter Art auf der Reise von Deutschland nach Amerika im Zwischenland eines deutschen Dampfers. Ich hatte keine Mittel, um Kajüte fahren zu können, mußte also vorlieb nehmen, mit dem, was mir geboten wurde.

Der Dampfer, mit dem ich fahren wollte, ein großer schwerfälliger Kasten, lag im Hamburger Hafen und erwartete seine Passagiere. Es war regnerisches Wetter, trotzdem aber die Stimmung der Passagiere eine ziemlich lebhaft.

Manche hatten augenscheinlich der Fabel, daß starker Genuss geistiger Getränke ein gutes Mittel gegen die Seekrankheit sei, sehr willig Gehör geliehen und des Guten etwas zu viel gethan. Ich fuhr mit einer Jolle durch den Hafen dem Dampfer zu, neben mir kam eine andere; es standen aber schon 8 große Dschuten am Dampfer, ebenfalls mit Passagieren und Gepäck beladen. Unten an der Schiffstreppe stand der Vertreter der Schiffahrtsgesellschaft, bei welchem jeder, der auf das Schiff wollte, seinen Passagierschein gegen das Schiffsbillet eintauschen mußte. Die Jollenführer riefen den Passagieren zu, in die Dschuten zu steigen, welche unmittelbar am Dampfer hielten, da sie selbst nicht mehr heran konnten. In der Jolle neben der untern, schien auch einer zuviel Medizin gegen die Seekrankheit vorher eingenommen zu haben, der Jollenführer ruderte mit Rücksicht auf ihn ganz nahe an die Dschute heran und rief ihm zu, er solle nun rechts hinübergehen. In seinem Rausch aber verwechselte er rechts und links, und ohne seinen frohen Gesang: „Hinaus in die Ferne, mit lautem Hörnerklang“ zu unterbrechen, sprang er, anstatt rechts in die Dschute, links in's Wasser.

Ein Reisegefährte, der schon vorher Mühe gehabt hatte den lustigen Burschen einigermaßen in Reifion zu halten, gab ihm, welcher sogleich nach dem kalten Bade den Kopf über das Wasser erhob und das erstaunte Gesicht von der Welt machte, noch im Wasser ein paar schallende Ohrfeigen und zog ihn dann unter kräftigen Rufen heraus. Er schien eine gute Natur zu haben, schüttelte sich etwas, war aber sonst ganz wie vorher und nach Beginn der Fahrt sah ich ihn mit denselben Kleidern, mit denen er das unfreiwillige Bad genommen, an Deck umherspazieren.

Um 4 Uhr sollte das Schiff abgehen, um halb sechs Uhr war endlich Alles fertig. Ein lauter Riß der Maschine, ein lauter Jubelruf der Seeleute und als Antwort darauf einige hundert Seufzer aus gesüllten Menschenherzen, denen die Heimath zur Fremde geworden und — hinaus ging es in die wogende See.

Ich hatte, nachdem ich in dem allgemeinen Wirrwarr endlich einen Platz gefunden, eine eigenthümliche Situation bekommen. Das Schiff war nur für Zwischenlandspassagiere bestimmt und man hatte sich bemüht, die ledigen jungen Männer im Vorderzwischenland, die einzelnen Frauen und Mädchen im Spardel und die verheirateten Leute und Familien im Hinterzwischenland unterzubringen. Doch konnte diese Einteilung nicht völlig zur Durchführung gelangen und so hatte ich das Schiffsal, zwischen zwei Familien und unter eine durch besonderen Mangel an Reinlichkeit sich anzeichnende Ruffin zu kommen. Zwischenland und Spardel waren in zwei Etagen von Lagerstätten getheilt, deren jede 0,75 Meter breit und 1,70 Meter lang ist, und welche durch Bretter von einander getrennt sind. Zwischen der ersten und zweiten Etage ist ein Zwischenraum von etwa einem Meter, so daß jeder, der sich

hinlegen will, außer einer kleinen Kletterübung noch eine kleine Tour auf allen Vieren machen muß. Das Licht dringt durch über der ersten Etage angebrachte Luken von dem Umfange eines Tellers, in den Schiffsraum. Nachdem ich die im Passagier-Kontrakt versprochene „Matraxe“, auf gut Deutsch „Strohjack“, und das Keilissen, ebenfalls einen Strohsack von den Dimensionen eines thüringischen Landbrodes, in die richtige Lage gebracht, mein Gepäck und das unvermeidliche Blechgeschirr (Waschnapf, Schnapf, Wasserflasche, Butterdose &c.) unter meiner Lagerstätte aufgestapelt hatte; schloß ich mit meinem linken Nachbar, einem Kupferschmied aus dem Königreich Sachsen, der seine Frau und einen sehr netten kleinen Jungen mit in die neue Welt nahm, Bekanntschaft. Mein rechter Nachbar war ein Bauer aus Pommern, die Plätze neben ihm waren von polnischen Juden besetzt, die keinen Morgen und Abend vorübergehen ließen, ohne mit dem Gebetmienen und den anderen vorübergehenden Ceremonien ihre Gebete zu verrichten, uns gegenüber lagen Böhmen und auf der andern Seite des Schiffes Dänen, es war fast wie beim Sängerkreis auf Korinthus Landesenge, nur nicht so festlich: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenlammten?“

Nachdem ich mich so allmählich in meiner Umgebung rechtgefunden, begab ich mich an Deck, um von dort Aus- und Umschau zu halten. Es war mittlerweile Abend geworden und ich bemerkte, daß uns der Lofe verlassen hatte und wir, aus mir unbekanntem Grunde, auf der Höhe von Kurhafen anker-ten. Ich bemerkte nun unter den Passagieren, die sich alle schon etwas näher getreten waren, wie es schien, und sich meist lebhaft unterhielten, auch noch andere, als die genannten Volksangehörigen. Da waren Slowaken in der, jedem bekannten, so zu sagen, zur Uniform gewordenen Kleidung, dort mit lebhafter Gesticulation sich unterhaltende Italiener, dort wieder einige Oesterreicher und Ungarn. Bekanntschaft war bald gemacht, der Hamburger bereits zu gemüthlich mit dem Wiener und der Berliner mit dem Stuttgarter, als ob sie aufgewachsen wären; wußte doch jeder, daß er die Beschwerden und Schönheiten der Reise werde mit dem andern theilen müssen.

Nachdem man sich endlich müde erzählt und geplaudert, wurde das Deck allmählich leerer und man legte sich zur Ruhe. Ich folgte dem allgemeinen Beispiel und versuchte zu schlafen; bald aber, nachdem ich mich niedergelegt, wurde ich von dem Geräusch der ziemlich zahlreich vorhandenen jüngeren Jahrgänge aufgeweckt und da dasselbe mehr zu als abnahm, so kroch ich aus meiner Lagerstätte hervor und ging wieder an Deck. Hier traf ich nur noch wenig Menschen anwesend, unter andern einen jungen Kaufmann aus Hamburg, welcher nach New-York reiste, um Einkäufe über eine verschollene Ladung werthvoller Kaufmannsgüter einzuziehen. Wir unterhielten uns einige Stunden ganz angenehm, bis wir uns trennten, um wieder zur Ruhe zu gehen. Nach wenigen Stunden unruhigen Schlafs wurde ich durch den Ruf: „Kaffee holen“ geweckt. Zugleich erschien der Verwalter des Schiffes, theilte die Passagierschaft in „Backkasten“, deren erwachsene Mitglieder sich in dem Holen des Essens abzumischen hatten und in kurzer Zeit erschien der Kaffee auf dem Schauplat, ein Gebräu, an dessen Entstehung eine Cichorienfabrik sicher mehr Schuld hatte, als irgend eine Kaffee plantage. Dazu gab es eine „Stange“ Weißbrod und eine Scheibe Schwarzbrod und Butter. Letztere war von so erbärmlicher Qualität, daß das erste damit genossene Stück Brod mir Veranlassung zu einem Anfall Seerkrankheit wurde, der erst nach einigen Stunden vorüberging.

Als ich wieder an Deck kam, waren wir bereits auf der Höhe von Helgoland, deutlich konnten wir den Felsen aus rothem Sandstein sehen, der sich klar in den Strahlen der Sonne aus den grünen Fluthen abhob. Bald war auch er unsern Blicken entchwunden und wir fuhren nach quer durch die Nordsee auf den Kanal zwischen der Nordspitze von Schottland und den Orkneyinseln zu, durch welchen wir auf den offenen Ocean und zu unserm Bestimmungsort gelangen sollten.

durch eine Glasthür von dem Hofe getrennt war und früher als Wachtstube gedient hatte, zwei riesige afrikanische Infanteristen, die auf ihre Gewehre gelehnt, unverwandt mit dem ihrer Rasse eigenthümlichen fixen Blick in das Zimmer schauten. Auch ich gab einer unwillkürlichen Regung der Neugierde nach und versuchte im Vorbeigehen einen Blick durch die blinden Scheiben zu werfen. Da trat ein Mann, nur mit Hemd und Beinkleidern bekleidet, mit schnellem Schritt an das Fenster und machte einige hastige Handbewegungen nach mir zu. „Um Gotteswillen,“ durch-audte mich plötzlich der Gedanke, „das ist ja mein Transportgenosse, der widerspenstige junge Belgier.“ Hoch bäumte sich mein Brauner auf, der meine plötzliche Bewegung miß-verstanden hatte, ich hatte Mühe ihn wieder zu beruhigen. Wie im Traum widdelte ich meine Gefühle ab, ich ließ das Geld nachwiegen, meine Mannschaften wurden in ihre Quartiere ent-lassen, ich hörte kaum die frohlichen Worte meiner Kameraden, die mir Glück wünschten zu dem vollendeten gefährlichen Zuge, mich bewegte nur das Eine: wie kam der junge Mann, dem ich meine Sympathie nie versagen konnte, zu einem so jähen schred-lichen Ende? Was ich erfuhr, war wenig. Er hatte bald, nachdem er einem Bataillon zugetheilt war, sich wegen eines schweren Insubordinationsvergehens eine mehrjährige Festungs-strafe zugezogen, und kaum auf freien Fuß gesetzt, hatte er einen seiner Vorgesetzten beimähe erwürgt. Zum Tode durch die Augen-urtheilheit, hatte er sich geweigert, ein Gnadengesuch an den Gouverneur-General von Indien einzureichen, und so sollte morgen die Exekution vor sich gehen. „Mon capitaine, j'aspire pour la mort,“ das fiel mir unwillkürlich ein, mit entsehrlicher Klarheit stand es bei mir fest, dieser Mann hatte den Tod ge-sucht. Fast Alle von uns hatten dem Tod mehr oder weniger oft ins Auge gesehen, es ist etwas Anderes, den Tod im Gefecht zu finden, wo alle Leidenschaften des menschlichen Herzens in die wildeste Aufregung versetzt sind, wo man berauscht wird durch den Anblick von Blut und Feuer, wo schmetternder Trompetentoum begeistert, und die lebenden Fahnen zum müthigen Ansturm mahnen, hier stirbt man in Erfüllung seiner Pflicht und ehrendes Andenken bleibt dem Gefallenen. Aber durch systematisches Begehen von Verbrechen einen ruhmlösen Verbrechertod suchen, dazu müßte ein hartes schreckliches Schick-sal die Veranlassung geben. Doch ich mußte ihn sehen, ihn sprechen.

Es dunkelte bereits, als ich vor die bewußte Glasthür trat. Man hatte in dem Zimmer Licht angezündet, ich konnte ihn von Außen sehen, ohne daß er mich bemerkte. Wein und Cigarren standen auf dem Tisch, an welchem er saß und rauchte, während er aufmerksam die das Licht umspielenden Muskiten zu ver-folgen schien. Zu beiden Seiten von ihm saßen zwei alte graue europäische Korporale, die mit düsterer, trüber Miene in das Licht schauten. Das unheimliche Bild vervollständigten die beiden Afrikaner, die regungslos durch die Scheiben starrten. Er schien meinen Versuch erwartet zu haben, denn außer mir und dem

Das Mittagbrod war mittlerweile zu seiner Vollendung gediehen und bestand in Graupensuppe, Salzfleisch und Kar-toffeln. An der Beschaffenheit dieser Gegenstände war eigent-lich auszuweisen, weil wir nach den beschränkten Rükken-einrichtungen auf dem Schiff es eigentlich nicht besser verlangen konnten. Kartoffeln und Fleisch waren mit Dampf gelocht und daher war einem der Geschmack eben etwas ungewohnt. Nur wäre beim Kochen und Vertheilen des Essens mehr Reinlichkeit zu wünschen gewesen und daß nicht, wie ich es bei der Reise von New-York nach Deutschland gesehen habe, die Matrosen-wäsche über den Kesseln, in denen Essen gelocht wird, zum Trocknen aushängt.

Des Abends wurde ein ebenso unqualifizirbarer Thee ausge-theilt, wie der Kaffee am Morgen gewesen war. Man verbesserte den Geschmack durch ein Stück des am Morgen vertheilten Brodes und das Wort des Kapitäns im Wallenstein:

Was sagt der Prediger, contenti estote!
Vegnügt euch mit eurem Kommissbrote.
und den Frühstückspruch des Rekruten:
„ich esse hier nur Brod und Salz,
das Vaterland, es ist mein Schmalz!“

Und so ging es einen Tag wie den andern, nur daß die Graupen zeitweise durch Erbsen, Bohnen &c. ersetzt wurden und der Sonntag extra durch „Kostenspudding mit Pflaumenauce“ verführt wurde, dessen Qualität aber, wie der Augenschein lehrte, nur von Slowaken genügend gewürdigt wurde.

Doch genug von der Materie. Für die äüßeren Be-schwerden gab die Reise doch auch Entschädigung in Genüssen, die Auge und Herz etwas boten. Ich brauche nicht die wunderbar schönen Sonnen-Auf- und Untergänge beschreiben. Sie sind eben, allen Beschreibungen zum Troste, unbeschreib-lich. Auch ein Seesturm hat seine Schönheiten, wenn der Sturm das Schiff von der einen Seite auf die andere wirft, so daß es fast ganz und gar umgekehrt wird und kentern würde, wenn nicht die wuchtige Kraft der Maschine das Schiff wieder in die Gleichgewichtslage brächte. Letzter sahen wir auch eine Art Meerfische, welche wohl eine halbe Stunde lang dem Schiffe zur Seite waren, bald durch die Wellen dahin-schießend, bald mit ihren Flügelflossen sich über die Wellen er-hebend, und Wallfische, welche Springbrunnen gleich in meter-hohen Bogen das in ihren zum Luftschöpfen bestimmten Or-ganen befindliche Wasser ausstrigten.

Nach 18-tägiger Fahrt belamen wir endlich den amerika-nischen Loothen an Bord. Ein Segelboot mit 2 kleinen Booten an Bord desselben, eine große Nummer 16 auf dem Segel, erschien, und, nachdem von uns eine Strickleiter her-niedergelassen, kam binnen Kurzem eine stattliche Er-scheinung an Bord, ganz und gar mit Bündeln von Zei-tungen behangen, und übernahm die Leitung des Schiffes zu dem New-Yorker Hafen, in welchem wir 1 1/2 Tage darauf an-langten und dem Schöpfer für eine glücklich überstandene Seereise danken konnten.

Lokales.

N. Neuer Besuch der Kannibalen im Anthropologischen Museum: Auch in linguistischer Beziehung gaben die beiden Australier, die am Donnerstag ihren Besuch im Museum wie-derholten, unseren Ethnologen sehr interessante Aufklärungen. Aus dem mehrere Bogen starken Protokoll, das die schon ge-nannten Herren, die Herren Doktoren Grünwedel und Grube, mit den Wilden annahmen und das demnachst in einer größeren wissenschaftlichen Arbeit der gelehrten Welt zugänglich gemacht werden soll, entnehmen wir folgende interessante De-tails: Zunächst ist zu bemerken, daß das Zahlensystem der Australier entgegen früheren Behauptungen nur von 1 bis 4 reicht und daß für höhere Zahlenbegriffe dieselben Worte durch einfaches wiederholtes Aufzählen zum Ausdruck gebracht werden. Originell ist, daß die Namen der einzelnen Körpertheile der Thiere, beispielsweise beim Rängerub mit Gliedmaßen des menschlichen Körpers iden-

Geistlichen war Jeder abgewiesen worden. Als ich eintrat, stand er auf, ging mir mit vollendeter Höflichkeit einige Schritte entgegen, indem er mir beide Hände bot. „Ich danke Ihnen von Herzen für diese Freundlichkeit“, sagte er in französischer Sprache, „nehmen Sie Platz und lassen Sie diese beiden Menschen einen Augenblick hinausstreiten, ich will Sie nicht lange aufhalten.“ fügte er mit verbindlichem Ausdruck hinzu, indem er auf meine bestaubten Stiefel wies. Auf meinen Wink entfernten sich die beiden Korporale und saßen außerhalb der Glasthür Posto. „Für die paar Minuten können wir wohl den Rangunterschied fallen lassen,“ begann er, „gestatten Sie mir, daß ich Sie be-diene.“ Trotz meiner ablehnenden Bewegung schenkte er mir ein Glas Wein ein, seine Hand zitterte nicht im geringsten, als er sein Glas erhob, um mit mir anzustoßen. Ich blickte ihm fest ins Auge, war dieser Salontou nur eine Maske, hinter welcher sich die Verzweiflung verbarg, oder war dieser Mann wirklich so abgestumpft, daß ihn kein entsehrliches Schicksal nicht rührte? Mir fing an unheimlich zu werden, ich war bisher gekommen mit der Absicht, einem Unglücklichen einige Worte des Trostes und der Ermutigung zu sagen, und dieser Unglückliche that, als ob er mich zu einer Spielpartie eingeladen hätte. Ich war in Verle-genheit, was ich ihm sagen sollte, schließlich begann er wieder: „Vielleicht ist es nicht ganz ohne Interesse für Sie, zu erfahren, wie ich eigentlich in diese Lage gekommen bin: es ist in drei Worten abgemacht.“ „Sehen Sie,“ sagte er, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte, und träumerisch in das Licht blickte, als wollte er seine Erinnerungen sammeln, „sehen Sie, ich bin unter den glücklichsten Verhältnissen geboren. Mein Vater war ein angesehener Woolat zu X., er nannte den Namen einer bedeutenden belgischen Stadt. Er starb früh, und hinterließ mich und ein bedeutendes Vermögen meiner Mutter, deren einzige Freude und Stolz ich war. Nach Beendigung meiner Studien wollte ich die Karriere meines Vaters ergreifen. Ich war glücklich, denn ich liebte und glaube mich geliebt von einem Mädchen, das schön war, wie die junge Morgenröthe, und, wie ich dachte, rein und tugendhaft, wie ein Engel Gottes.“ Er hatte die letzten Worte in tiefer Erregung hervorgehoben, sein bleiches Antlitz hatte sich geröthet, und trampfhaft umspannte seine Hand die Lehne seines Stuhls. „Dieses Weib buhlte heimlich mit einem Unwürdigen, dem ich meine Freundschaft geschenkt hatte, — und diesen Unwürdigen habe ich ermordet,“ sagte er plötzlich mit starker Stimme, indem er auffrang, „und ich hätte ihn zehnmal ermordet, wenn er zehn Leben gehabt hätte.“ Er ging mit heftigen Schritten einige Male auf und nieder, dann blieb er stehen und sagte ruhig und gelassen: „Was weiter geschah, wissen Sie, ich hob nach der blutigen That über die holländische Grenze, fiel einigen Werbern in die Hände, und befand mich bald darauf mit verändertem Namen an Bord unseres Dampfers. Ein Sprung in die Wellen hätte mich von meiner Leiden befreit, ich wollte das nicht, es wäre keine Sühne gewesen; hätte ich

Aus dem ostindischen Soldatenleben.

(Nachdruck verboten.) Von R. C.

(Fortsetzung und Schluß.)

Hier glaubten wir bei dem regelmäßigen Garnisondienst in den betäubend schönen Felsenhöhlen endlich die verdiente Ruhe von den ausgestandenen Strapazen und Gefahren finden zu können. Ich hatte mich getäuscht. Gleich in den ersten Tagen erhielt ich den Befehl, mich mit einem Unteroffizier und zwölf indischen Reitern bereit zu halten, um einen bedeutenden Geldtransport nach der Festung Willem I. zu bringen, von wo aus derselbe per Bahn an die Hauptkasse zu Samarang abge-führt werden sollte. Die Begleiter sollten dann gleich, um den Rückzug zu ersparen, der Besatzung von Willem I. ein-verleibt werden. Mühselig und verdrießlich machten wir uns auf den Weg, die beiden schwerfälligen Büffellaren, in die der Schatz verladen war, in die Mitte nehmend, während vor und hinter uns 2 braune Reiter, den Araber auf dem Schenkel, aufmerksam auspähten, und nicht das geringste Verdächtige ihrem scharfen Auge und Ohr entgehen ließen. So zogen wir lautlos tagelang durch die gewaltigen Wälder von Ngawie, die zur Hälfte von Tigern, zur Hälfte von inländischen Räuberbanden bevölkert sind. Ja, als die einzig fühlende Brust unter uns, war zu sehr mit der auf mir ruhenden Verantwortlichkeit beschäftigt, als daß ich viel auf die wilde, jungfräuliche Schönheit dieser ganzen Herrlichkeit bewundern haben, hätte achten können. Nach heftigstem Marsch endlich kamen wir wieder in bebauten Gegenden. Ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich die saftigen Palmwälder wieder erblickte, mit den blaugrünen Felsen liebt — die Gefahr war überstanden. Munter komman-dierte ich „Trab“, einer der Kavalleristen veranlaßte die schwer-fälligen Büffel durch einige Hiebe mit der flachen Klinge sich unserm schnelleren Tempo anzuschließen und so erblickten wir gegen Mittag das mächtige Fort Willem I. mit seinen Bastionen und Wällen. Nachdem wir die üblichen militärischen For-malitäten, um überhaupt Einlaß zu erhalten, erfüllt hatten, fuhr ich halten und einen Augenblick abhien. Natürlich er-chronique scandaleuse der Garnison, und ganz beiläufig fügte er zum Schluß hinzu: „Morgen wird hier ein Soldat rabiater Reel, Sie werden das mit ansehen?“ „Wenn ich nicht dazu kommandirt werde, gewiß nicht,“ entgegnete ich, und so ritten wir in den inneren Hof. Die Nachricht an verachtliche blutige Schauspiele gewöhnt, um von einem sol-chen Fall noch viel Aufhebens zu machen. Ich konnte die Festung noch früher, und wußte, wo sich der Verurtheilte be-fand. Wir erblickten auch bald vor einem Zimmer, das nur

tisch sind. So bezeichnen sie die Vorderfüße beim Rängeruh und die Arme beim Menschen mit demselben Worte Mango. Eine besondere Benennung für Hand und Finger existirt bei ihnen nicht, sondern wird mit demselben Worte ausgedrückt. Für kultivirtere Lebensbedürfnisse, wie beispielsweise Tabak, scheinen sie sich durch Vermischung anderer Sprachen Selbstwörter zu bilden, für das Wort Tabak beispielsweise haben sie die Bezeichnung Lumol. Ueber ihre Religionsbegriffe schienen die Wilden, vorausgesetzt, daß sie überhaupt welche haben, jede Auskunft zu verweigern; alle auf Englisch an sie gerichtete Fragen wurden, obwohl sie sie entschieden verstehen mußten, absolut unbeantwortet gelassen. — Auch über die oft schon erwähnten Tätowirungen gaben sie einige sehr interessante Aufschlüsse. Die Tätowirung, die, so weit aus ihren Antworten zu entnehmen, erst nach der erreichten Mannbarkeit durch Geschlechter, die bei diesen südlichen Völkern schon zwischen dem 10. und 12. Jahre erreicht wird, zerfällt in eine Brust- und Schulter-, theilweise Rücken- und Tätowirung. Die Brusttätowirung wird länger, die Schulter- und Rücken-, die sich von der Schulter bis auf den Oberarm, zum Theil bis auf die Schulter um den Rücken erstreckt, wird Bungo genannt. Zur Tätowirung benutzen sie ein aus Obsidian (einer Lavamasse) hergestelltes Messer, mit dem sie die tiefen Einritzungen in die Epidermis machen und in die Wunden eine Art weißlichen Thon hineinschmieren, der mit den Jahren eine immer stärker werdende Narbe bildet.

Für Biertrinker und Wirthe. Der Oberbürgermeister Breslau in Esfurt hat in seiner Eigenschaft als Polizeidirektor folgende nachahmenswerthe Bekanntmachung erlassen: „Es wird darüber klage geführt, daß einige Schankwirthe, beim Spülen der Biergläser nicht auf die erforderliche Reinlichkeit halten, vielmehr in ein und demselben Wasser eine sehr große Zahl von Gläsern spülen lassen, so daß zuletzt eine Verunreinigung der Gläser anstatt der Reinigung erzielt wird. Ein solches Verfahren ist ekelhaft und deshalb dem Wohlsein der Theilhaber nicht förderlich. An die Wirthe richte ich daher das Ersuchen, ebenso beim Spülen der Gläser wie in jeder anderen Hinsicht auf die größte Reinlichkeit zu halten. Dem Publikum aber stelle ich anheim, Vernachlässigungen dieser Pflicht von Seiten der Wirthe der Polizei zur Anzeige zu bringen, und aus Wirthe, in denen solche Unreinlichkeit bemerkt werden, lieber ganz fort zu bleiben.“ Auch für Berlin könnte für manche Lokale eine derartige Verordnung gänzlich schaden.

Entweder — oder! Herr B. ist ein junger, tüchtiger, mit großen Kenntnissen begabter Chemiker. Ein älterer Bekannter von ihm ist Brauereibesitzer und hält es für unumgänglich notwendig, sich für die Herstellung absolut reiner und unverfälschter Biere einen — Chemiker zu engagiren. Natürlich richtet er sein Auge auf Herrn B. Dieser aber hält eine Anstellung in einer Brauerei für eine Degradation, und würde, da er es nicht nötig hat, nie in eine solche willigen, wenn der Herr Brauereibesitzer nicht ein sehr niedliches Töchterlein von der Bildfläche und an ihrer Stelle erscheint eine entfernte, aber mit der Versuchswunden auch nicht entzerrt zu vergleichende Nichte. Gestilltlich führt man, so erzählt das „B. T.“, diese letztere so oft als möglich Herrn B. vor. Dieser aber bleibt ihr gegenüber von einer wahrhaft nordpolarischen Kälte. Eine Weile steht sich der Brauereibesitzer ruhig mit an. Endlich versucht er eine kleine Sturm-Attacke auf B's Herz. „Na, wie gefallt Ihnen denn meine Nichte? Nettes Mädchen, nicht wahr?“ — „O ja, aber —“ — „Wie war's, wenn Sie sie heiratheten?“ — „Niemals!“ — „So!“ — entgegnete ihm der Brauereibesitzer mit höchst energischem Ausdruck: „na, dann muß ich Ihnen nur sagen, wenn Sie meine Nichte nicht heirathen, dann kriegen Sie meine Tochter ebenfalls nicht!“

N. Der Gorilla todt. Unser Aquarium ist am gestrigen Tage von einem empfindlichen Verluste getroffen worden. Der Gorilla troglodytes Gorilla der schon seit einiger Zeit zu trankeln schien, ist nämlich am gestrigen Tage dort plötzlich verstorben. Der Kadaver dieses seltenen schönen, anthropomorphen Affen ist sofort nach der Anatomie geschickt und bereits im Laufe des gestrigen Tages von Herrn Dr. Brölle sezirt worden. Als Todesursache wurde seitens des genannten Arztes Schwindsucht konstatiert. Wie wir hören, soll der Kadaver mit Wickersheimer'scher Injektions-Flüssigkeit präparirt und dann in das

einen ehrlichen Soldatentod gesucht, so hätte ich andere, die vielleicht mit mir zugleich gefallen wären, entehrt, ich, der Mörder, gehöre vor die strafenden Gewehre meiner Kameraden und das ist eigentlich noch zu gut für mich.“ Die letzten Worte sprach er mehr zu sich als zu mir. Er war in düsteren Sinnen versunken, als plötzlich draußen die langgezogenen klagenden Töne des Hupensreiches erklangen, er lauschte aufmerksam, bis die zitternden Schallwellen zerbrach waren — „das war der Letzte“ — murmelte er dumpf. Ich sah zwei schwere Thränen über seine Wangen hinabrieseln, sie hatten sich losgelöst, ohne daß er es zu bemerken schien, rasch stand er auf, ergriff mit Hast meine beiden Hände, und sagte mit erstickter Stimme: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund, ich danke Ihnen noch einmal herzlich für die Theilnahme, die Sie einem Unglücklichen schenken, wenn ich Sie jemals gekränkt habe, bitte ich Sie um Verzeihung, seien Sie versichert, es kam nicht aus bösem Herzen, noch einmal, adieu für immer.“ Mir versagte die Stimme, ich preßte seine Hände und verließ tief erschüttert den unheimlich traurigen Ort.

In feierlicher Stille zogen am folgenden Morgen die Truppen der Garnison zum Richtplatz. Kein Spiel wurde gerührt, dem scheidenden Kameraden, wie sehr er auch gefehlt hatte, sollte die letzte Stunde nicht verbittert werden. Gedächtnis wurden die Kommandos gegeben, als wir in die Stellungen einrückten, von wo aus wir dem schrecklichen Schauspiel zusehen sollten. Tausende von Eingeborenen hatten sich eingefunden, um den „weißen Mann“ sterben zu sehen. Es war einer jener Morgen, wo die tropische Natur sich in ihrer üppigsten Pracht zeigt, sie schien sich verschmieren zu haben, dem Verurtheilten den Abschied recht schwer zu machen. Endlich ertönte dumpf und schauerlich gedämpfter Trommelklang — er war auf seinem letzten Wege. Eine starke Eskorte brachte ihn auf das Terrain, zu seinen Seiten der Auditor und ein katholischer Geistlicher. Er suchte mit den Augen meinen Truppenteil, und wehte mit weißem Tuche und einem letzten Abschiedsgruß zu. Ich wußte, daß er mir galt. Auf allen Fronten wurde präsentirt, als ihm das Todesurtheil noch einmal vorgelesen wurde. Hoch einmal kniete er vor dem Geistlichen nieder, der ihn segnete, dann schnell aufspringend, entledigte er sich seines Kodes, warf sein Kappi darauf, die Augen unverbunden, die rechte Hand auf der Brust, die linke weit ausgestreckt — acht Gewehrläufe senkten sich — Feuer!

Paradirend zogen wir an der Leiche vorüber, dem Abgeschiedenen die letzte Ehre erweisend. Er hatte ausgelitten, er hatte gefunden, was er gesucht hatte. Und als ich sein gebrochenes Auge sah und die blonden Locken mit blutigem Staub bedeckt, da dachte ich an die treulose Braut zu Hause, die den Kerker in den Tod getrieben, und an das Mutter- und fernem Heimathlande, das nicht ahnen mochte, wie sehr die Thuerstiege jetzt hier entseelt auf blutigem Sande lag, das vielleicht immer noch hoffte, den geliebten Sohn einst wiederzusehen.

anatomisch-zoologische Institut, das sich seit Kurzem in der alten Börse befindet, überführt werden soll.

N. Selbstmord in einem Hotel. In dem Gasthof „Zur goldenen Traube“, Krausenstraße 28, war vor einigen Tagen ein ca. 27-jähriger junger Mann abgestiegen, der sich in das Fremdenbuch als ein Kaufmann Hugo Rohde aus Wittenberg eingetragen hatte. Gestern Mittag gegen 12 Uhr wurde das Gasthofpersonal plötzlich durch einen laut dröhnenden Schuß, der in dem Zimmer des Fremden fiel, in Aufregung versetzt und fand man nun, nachdem das Zimmer gewaltsam geöffnet, den Fremden aus einer Schußwunde in der Brust heftig blutend, bereits im Todeskampfe auf dem Bett liegen. Ehe noch ein Arzt herbeigerufen werden konnte, gab der Selbstmörder, ohne irgend eine der an ihn gerichteten Fragen zu beantworten, den Geist auf. Auf Anordnung des sofort benachrichtigten Reviervorstandes wurde die Leiche nach dem Obduktionshause geschafft und der Nachlaß, darunter auch das Terzerol, mit dem der Selbstmord verübt worden, in polizeiliche Verwahrung genommen. Ueber die Veranlassung der selbstmörderischen That fand sich keinerlei Anhalt vor. Die Recherchen nach den augenscheinlich außerhalb wohnenden Angehörigen sind eingeleitet.

N. Selbstmordversuch auf offener Straße. Ein anständig gekleideter Herr wurde in der vergangenen Nacht gegen 3 1/2 Uhr in der Landsbergerstraße mit theilweise durchschnittenen Puls- und Halsadern auf dem Bürgersteig liegend gefunden. Auf Veranlassung des sofort benachrichtigten Reviervorstandes des 19. Polizeireviers wurde sofort einer der bekannten Lufschon Krankenwagen requirirt und der vor Blutverlust beinahe Ohnmächtige nach dem Städtischen Allgemeinen Krankenhaus geschafft. Hier konnte derselbe nur angeben, daß er Spranger heiße, während alle weiteren Vernehmungen wegen wiedererzählender Bewußtlosigkeit unterbleiben mußten. Der Zustand des Selbstmörders soll ein nahezu hoffnungsloser sein.

—g. Sehr richtig. Mit Rücksicht auf die in letzter Zeit wiederholt vorgekommenen Fälle, daß geschlossene Eisenbahnbarrieren unbefugt geöffnet oder überstiegen worden sind, theilweise sogar trotz der ausdrücklichen Warnungen des Bahnbedienstetenpersonals, bringt jetzt das Eisenbahndirektionsamt (Stadt- und Ringbahn) zu Berlin die einschlägigen Bestimmungen des Bahnpolizei-Reglements in Erinnerung, nach welcher das eigenmächtige Öffnen oder das Uebersteigen von geschlossenen Barrieren verboten ist. Die Zuwiderhandelnden mit einer Geldstrafe bis zu 30 M. zu bestrafen sind, sofern nicht nach den allgemeinen Strafbestimmungen noch eine härtere Strafe verwirkt ist und schließlich den Bahnpolizeibeamten das Recht zusteht, einen Jeden, der beim Zuwiderhandeln betroffen wird, vorläufig festzunehmen, wenn er sich über seine Person nicht auszuweisen vermag.

Der Musiker. Sohn: „Vater, ich will auch Musik studiren!“ Vater: „Na, meinstwegen, aber daß du mir denn nicht uff unsern Hoff kommst!“

Gerichts-Zeitung.

Reichsgerichtsentscheidung. Der Verkäufer von gesundheitswidrigen Nahrungsmitteln, welchem die gesundheitswidrige Eigenschaft derselben nicht bekannt war, aber bei Anwendung der schuldigen Aufmerksamkeit und Sorgfalt hätte bekannt sein müssen, ist nach einem Urtheil des Reichsgerichts, IV. Strafsenats, vom 24. Mai 1884 wegen fahrlässigen Verkaufens oder Feilhaltens von gesundheitswidrigen Nahrungsmitteln aus § 14 des Nahrungsmittelgesetzes zu bestrafen. Das Nahrungsmittelgesetz erfordert für die Bestrafung aus § 12 (mit den Worten „vorsätzlich“, „wissentlich“) wie aus § 13 in ganz gleicher Weise die Kenntniß des Täters von der gesundheitswidrigen Eigenschaft. Es steht dagegen in § 14 ebensowohl für gesundheitswidrige wie für gesundheitsgefährliche Gegenstände von der Frage, ob dem Täter die betr. Eigenschaft bekannt war, gänzlich ab, indem es jede Begehung der in den §§ 12, 13 bezeichneten Handlungen aus Fahrlässigkeit mit Strafe bedroht. Ist nun auch ein fahrlässiges Handeln trotz der Kenntniß des Täters von der gesundheitswidrigen Eigenschaft des in Verkehr gebrachten Gegenstandes nicht geradezu ausgeschlossen, wie z. B. wenn der Verkauf des Gegenstandes als eines Nahrungsmittels oder Genußmittels durch Fahrlässigkeit verschuldet wird, so wird doch in der Regel bei der Anwendung des § 14 die Fahrlässigkeit des Täters eben darin zu finden sein, daß ihm die gesundheitswidrige Eigenschaft des in Verkehr gebrachten Gegenstandes nicht bekannt war, aber bei Anwendung der schuldigen Aufmerksamkeit und Sorgfalt hätte bekannt sein müssen.“

Doch vorwärts, hier war keine Zeit zu müßigen Träumereien, es ging weiter, das Herz des Soldaten muß eifern sein bei manchen Gelegenheiten, und wehmüthigen Empfindungen muß er es oft verschlucken.

Fast alle seine Kameraden gingen ihn am Nachmittag besuchen, er lag im Garnison-Pazareth. Auch ich wollte ihn noch einmal sehen, er war es werth, denn er hatte ertragen, was nur ein Menschenherz zu tragen im Stande ist. Die Soldaten hatten mit jener rauhen, rührenden Häßlichkeit, wie man sie bei ergreifenden Gelegenheiten häufig bei ihnen findet, dem todtten Kameraden die letzten Liebesdienste erwiesen, ein reicher Blumenschmuck bekränzte den einfachen Sarg, ein verlegtes Väckchen Papiere, das man unter seinem Nachlaß gefunden hatte, lag bei ihm. Auf seiner entblößten Brust sah man die acht schwarzen Flecke, die den Weg anzeigten, den das moderne Blei genommen hatte. Sein Gesicht war ruhig und ergeben, eine stille Befriedigung, als ob er sich im letzten Augenblicke frei und erleichtert gefühlt hätte, verkörperte es. Es waren nicht die in trostigen Schmerz verfallenen Blige, wie man sie oft bei Erschossenen sieht, und selbst die rohesten unter den Besuchern waren bewegt und ergriffen. Die Soldaten entsetzten sich, ich war einen Augenblick allein bei der Leiche. Und wieder kommen mir bei ihrem Anblick die Gedanken an seine treulose Braut und an seine einsame ferne Mutter. Ich nahm eine Locke von seinem weichen, blonden Haar, sie sollte das letzte Vermächtniß eines unglücklichen Sohnes für seine trauernde Mutter sein. Es war besser für sie, daß sie Gewißheit hatte über sein trostliches Schicksal, daß sie wußte, ihres Sohnes Augen, die sie mit ihrem ersten unschuldigen Blick so unendlich glücklich gemacht hatten, waren geschlossen und gebrochen — für immer. Es war besser so, als daß vielleicht noch in ihrer Sterbestunde bange Zweifel ihr Herz zerrißen hätten um das Schicksal ihres Einzigen. Mag vielleicht das Herz der Mutter gebuldet haben, bei Empfang meines Briefes, mag es von wildem Schmerz durchtobt gewesen sein, sie mußte nun wenigstens, auf welchem Fleck der Erde ihr Kind ruhe.

Am folgenden Morgen stand die schlichte Soldatenbahre vor dem Pazareth, vier Landsleute des Todten standen als Träger dabei. Klagen und getragenen erklangen die Töne des Trauermarsches, der Handschlag rasselte an den Kolben, als das kleine Biedel, das ihm die Salven über das Grab feuern sollte, die Gewehre vor dem Sarge präsentirt. Und hoch oben im Gebirge, auf dem steinigem Kirchhof der Garnison, unter schattigen Palmen und duftenden Tamarindendäumen, da haben wir ihn gebettet.

Und wenn ich später jenen Friedhof besuchte, dann blieb ich mit Vorliebe bei jenem Grabe mit dem kleinen Kreuze stehen, das die Kameraden gestiftet hatten, und in dem leisen Rauschen der Palmen und Orangen glaubte ich flüsternde Töne zu vernehmen, wie die Seufzer einer Mutter, die ihr Kind beweint.

Erwiderung!

Auf den in Nr. 10 des „Deutschen Dachdecker“ enthaltenen Artikel vom Dachdecker-Innungsobermeister Emil Keller zu Berlin hält sich — um der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen — der unterzeichnete Verein für verpflichtet, folgende Erwiderung bekannt zu machen.

Schon im vorigen Jahre trat zwischen dem Innungs-Obermeister Emil Keller und dem Vorsitzenden unseres Vereines, Karl May, ein Zerwürfniß in Folge Regelung unseres Kaffeewesens ein, welches sich durch die Wahl des Herrn May zum Altgesellen der Berliner Ziegel- und Schieferdecker-Gesellschaft noch mehr zuspitzte. Herr May wurde als Altgeselle vom Innungsvorstande nicht bestätigt, dagegen der frühere Altgeselle, auf welchen sich bei der Wahl 7 Stimmen vereinigt, wieder als Altgeselle eingesetzt.

Wenn nun, wie Herr K. in seinem Artikel behauptet, Herr M. nur seinen eigenen Vorteil im Auge habe, so hätte derselbe unseres Erachtens doch nur zu Allem, was der Innungsvorstand wollte, Ja und Amen sagen brauchen, dann wäre er doch ungewisselhaft als Altgeselle zugelassen worden.

Wenn Herr K. weiter behauptet: „Wie einem Gesellen zu Ruche ist und wie er am besten und mit welchem Lohn er auskommen kann, könne er besser beurtheilen als ein Agitator, — da er von der Viele auf gebiert habe“ — so müssen wir Herrn K. in dieser Angelegenheit jede Urtheilsfähigkeit absprechen; denn wer wüßte es wohl besser als der Arbeiter selbst, mit wieviel Noth und Elend er zu kämpfen hat. Ein gut stuirter Meistersohn lernt hiervon wenig kennen. Was die Agitation anbetrifft, die dem Herrn M. vorgeworfen wird, so erklären wir, da wir Herrn M. genauer kennen, daß sich dieselbe nur auf dem Gebiete unseres Handwerks beschränkt hat.

Wenn ferner behauptet wird, die 4—5 monatliche Arbeitslosigkeit stimmt nur bei Herrn May, der wichtigere Dinge zu thun hat, als zu arbeiten, so müssen wir behaupten: Es ist authentisch festgestellt und diese Thatsache wird Herr Keller trotz aller Nähe nicht hinwegleugnen, daß oierfünftel der Dachdecker-Gesellen im Winter keine Arbeit hatten.

Die Ansicht des Herrn Keller, daß die bescheidenen Gesellen, er meint natürlich, bescheiden in der Lohnforderung stets vorgezogen werden, theilen wohl sehr Wenige; wir haben vielmehr die Erfahrung gemacht, daß der tüchtige Geselle, auch wenn er mehr Lohn verlangt, stets vorgezogen wird.

Weiter heißt es: „Wenn Herr May rechnen könnte, so würde er sich berechnen haben, daß er am besten thut, bei einem Tagelohn von 3,50 M. 10—11 Monate zu arbeiten, als mit 4,00 M. und als Agitator 4—5 Monate.“ Herr K. und verschiedene andere Meister beschäftigen bekanntlich im Winter — außer ihren Dienstmädchen — überhaupt Niemanden; würde da nicht, wenn Herr May und wir Alle täglich für 3,50 M. arbeiten würden, im Winter immer wieder das selbe Resultat in Bezug auf Arbeitslosigkeit sich ergeben? Wir fragen Herrn Keller, wozu soll das führen? Etwas zur Hebung unseres Handwerks? Ganz gewiß nicht! — Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß, wenn den Gesellen ein höherer Lohn gezahlt wird, unser Handwerk im Ganzen — denn die Meister würden dabei durchaus nichts verlieren — eben so gehoben würde, als es umgekehrt zu Grunde gerichtet wird.

Die Forderung, den guten Gesellen gleich dem schlechten zu lohnen, ist Herr May wie uns nicht im Traume eingefallen. Wir hielten es nur für unsere Menschenpflicht, auch für den schwächeren Arbeiter einen Lohn zu fordern, der es ihm ermöglicht, sich und seine Familie wenigstens einigermaßen menschenwürdig durchzubringen; wenn dagegen dem besseren Arbeiter auch ein besserer Lohn gezahlt wird, so wird gewiß kein vernünftiger Arbeiter etwas dagegen einzuwenden haben.

Wir kommen zum Schluß: Es ist unerquicklich, sich länger mit Herrn Keller zu befassen. Nur soviel sei noch gesagt: Es ist wahrlich nicht edel zu nennen, wenn man Jemanden in einem Blatte angreift, in welchem dem Betroffenen der Weg der Bertreibung vollständig abgeschnitten ist; um so mehr ist es zu verurtheilen, wenn man erwägt, daß der betr. Artikel, der nach Verleumdung schmeißt, in unserem Fachblatte veröffentlicht, die Ehre eines Menschen, ja eines Familienvaters untergräbt und seinen vollständigen Ruin herbeiführen kann. Wir überlassen es dem Leser, den richtigen Ausdruck für die Handlungsweise des Herrn Keller zu gebrauchen, und können es von unserm Standpunkt aus, nur tief bedauern, daß der Innungs-Obermeister selbst es ist, der unser Handwerk anstatt zu fördern, zu Falle bringt.

Hochachtungsvoll
der Verein zur Wahrung der Interessen
der Berliner Dachdecker.

Vermischtes.

Der bekannte „Arbeiter“ Albert, ehemaliges Mitglied der französischen provisorischen Regierung von 1848, dessen vollständiger Name Alexander Albert Martin ist, hat sich vor dem Pariser Gericht gegen folgende merkwürdige Klage zu verantworten: Ein Roise, Namens Paul Jerome Romanetti, genannt Albert, bezichtigt Martin, sich im Jahre 1848 bei den Wahlen in die Regierung an seiner Stelle vorgebracht zu haben. Romanetti erzählt, daß er selbst am 24. und 25. Februar 1848 bei den Straßenkämpfen kommandirte und daß Martin, der niemals eine politische Rolle gespielt hatte, am 26. Februar im Hotel de Ville vortrat, als der Name Albert von tausend Stimmen, größtentheils Straßenkämpfern, aufgerufen wurde; daß dann Martin sich unter seinem Taufnamen Albert, Louis Blanc vorstellte, welcher schon zum Regierungsmitglied erwählt worden war und ihn bei seinen Kollegen einführte, während der wahre Albert anderweitig bei der Organisation der Wahlen beschäftigt war, so daß also der Arbeiter Alexander Albert Martin einen Namensdiebstahl und eine Fälschung begangen hätte. Man kann auf den Ausgang dieses eigenthümlichen Prozesses um so mehr gespannt sein, als bisher der Arbeiter Albert eines ebenso populäre, wie der Kläger Romanetti eine durchaus unbekannt Persönlichkeit war. — Man wird es wohl bei Romanetti mit einem Uebergeschnappten zu thun haben.

Folgende amüsante Zusage erhält das „D. M. M.“: In Legernsee lernte ich eine ältere Dame mit ihrer gleichfalls in den Jahren etwas vorgeführten Tochter kennen, welche ohne Begleitung reisten, und da sie sich zu ermuntern schienen und ich mich langweilte, schloß ich mich an die Damen an. Die Mama begünstigte meinen Verkehr mit Julie — so hieß ihre Tochter — und behandelte mich mit einer gewissen Färslichkeit, die etwas Mütterliches an sich hatte. In der Legernseeer Pfarrkirche befinden sich an den Altären interessante Reliquierschreine mit Zähnen und Gerippen christlicher Märtyrer. Eines Tages besahen wir uns, weil das Regenwetter einen Ausflug unmöglich machte, in dieser Kirche. Da ich der Tochter die Reliquien zeigen wollte, sagte ich zu ihr: „Mein Fräulein, wollen Sie mit mir an den Altar treten?“ — „Aber kaum hatte ich das gesagt, als die Mutter gerührt unsere Hände ergriff, sie ineinanderlegte und „Machen Sie mein Kind glücklich!“ flüsterte. Zu einer Ausklärung des Mißverständnisses fehlte mir der Muth — ich ergriff die Flucht und ward nicht mehr gesehen.

Modernisirte Sprichwörter.
Reich und Reich gefüllt sich gern.
Die Wahrheit liegt in den Mitten.
A l e i n e Geschenke erhalten die Freundschaft.
Von Jedem das Seine.
Thue Recht und laße Niemand.
Wer den Kahlloof hat, braucht für den Kamm nicht zu sorgen.